

6. „Kleine“ Hilfswissenschaften

Als wirtschaftsgeschichtliche Quellen eignen sich sehr viele schriftliche und vor allem auch gegenständliche Zeugnisse. An dieser Stelle seien daher nur zwei so genannte „kleine Hilfswissenschaften“ behandelt, die Münzkunde (**Numismatik**) und die Maßkunde (**Metrologie**). Sie dienen allerdings als Basis, um wirtschaftsgeschichtliche Quellen, von Urbaren bis hin zu Inventaren auswerten zu können. Die Umrechnungen bzw. die Kontrolle der Summen erfordern dabei einiges am Umdenken, da sie zumeist nicht auf einem metrischen Dezimalsystem aufbauen.

Als personengeschichtliche Quellen im weitesten Sinne können sehr viele schriftliche, bildliche und gegenständliche Zeugnisse, für das letzte Jahrhundert auch Film- und Tondokumente sowie Oral History (zu letzteren Gebieten siehe das PS Neue Medien und Arbeitstechniken in der Geschichtswissenschaft) dienen. An dieser Stelle seien daher nur zwei so genannte „kleine Hilfswissenschaften“ behandelt, der Wappenkunde (**Heraldik**) und der Verwandtschaftslehre (**Genealogie**). Beide Fächer wurden in den letzten Jahrzehnten mehr von Laien als von Fachwissenschaftlern betrieben, besonders die Genealogie, die durch ihren Missbrauch in der NS-Zeit stark in Verruf geraten war. In den letzten Jahren entwickeln sich aber auch für diese beiden Hilfswissenschaften wieder neue wissenschaftlich-korrekte und für neue Fragestellungen (etwa für die Repräsentationsforschung) relevante Ansätze.

6.1. Numismatik

Die Numismatik oder Münzkunde stellt für alle Epochen seit der griechischen und römischen Antike eine Basis dar, auf der wirtschaftsgeschichtliche, aber auch kunstgeschichtliche und allgemein politikgeschichtliche Fragestellungen möglich sind. Die Rolle als Propagandainstrument hatten Münzen v. a. in der römischen Antike, indem die Kaiser ihre Parolen damit verbreiteten. Eine ähnliche Funktion übernahmen in den autoritären Regimes des 20. Jhs. etwa die Briefmarken.

Nach dem Zusammenbruch des antiken Römerreichs gingen in den Wirren der Völkerwanderung und der Merowingerherrschaft auch das einheitliche römische Münzwesen und ganz allgemein die Geldwirtschaft weitgehend unter. Der Tauschhandel war an die Stelle des Geldhandels getreten. Erst Karl der Große versuchte im Rahmen seines Strebens nach Vereinheitlichung (vgl. auch die Einführung der Karolingischen Minuskel und einer einigermaßen normierten mittellateinischen Sprache) nach einem für sein ganzes Reich gültiges Münzwesen. Dabei darf freilich nicht vergessen werden, dass nach wie vor im lokalen Handel die Naturalwirtschaft dominierte und die Münzen weitgehend für den Fernhandel bestimmt waren. Karls Münzsystem kannte eine einzige Münzeinheit, den Pfennig (lat. *denarius*, abgekürzt d), eine Silbermünze von etwa 2 g Gewicht. Größere Mengen an Pfennigen gab man in Gewichten an, die uns heute nur mehr als Münzeinheiten begegnen, ursprünglich aber gar keine waren. **[vgl. zum Folgenden Begleitskriptum, S. 125]**

- 12 Pfennige ergaben einen Schilling (lat. *solidus*, abgekürzt s)
- 20 Schillinge oder 240 Pfennige ein Pfund (lat. *libra*, abgekürzt lb.) – vgl. die heute noch in Deutschland gebräuchliche Gewichtseinheit Pfund, ca. 0,5 kg.

Dieses System hatte während des gesamten Mittelalters und auch in der Frühen Neuzeit Bestand. In England hielt es sich bis zur Münzreform 1971/72. Dort bestand bis dahin 1 pound aus 20 shilling, diese wiederum aus je 12 pence. Erst mit Anfang 1972 wurde das metrische System 1 pound = 100 pence eingeführt.

Im österreichischen Bereich war hingegen eine andere Umrechnung üblich: Hier ergaben

- 30 Pfennige einen Schilling (den so genannten „langen Schilling“/*solidus longus* im Gegensatz zum „kurzen Schilling“/*solidus brevis* zu je 12 Pfennigen)
- 8 Schillinge oder 240 Pfennige ergaben ein Pfund.

In manchen gebieten Deutschlands setzte sich zudem die Umrechnung in die Gewichtseinheit Mark durch, die im Normalfall zwischen 196 und 280 g betrug. Zum Teil wurde sie aber

auch mit 16 Schilling zu je 12 Pfennigen (also 192 Pfennigen insgesamt) umgerechnet. Auch die Mark wurde auf diesem Weg erst allmählich von der Gewichtseinheit zur Währungseinheit.

Das Recht zur Münzprägung lag zunächst allein beim Kaiser bzw. König, war also ein so genanntes Regal, doch verlieh er dieses Privileg im Laufe der Zeit auch an hohe Adelige – vgl. etwa die Musterurkunde, das Münz-, Markt- und Mautrecht für den Erzbischof von Salzburg (996). Die wichtigste Prägestätte der Salzburger Erzbischöfe lag freilich nicht in Salzburg selbst, sondern in deren Kärntner Besitzung Friesach.

Die Münzherren verfügten in unregelmäßigen Abständen, dass alle Münzen wieder eingezogen wurden. Dieser Prozess, **Münzverruf** genannt, diente als wichtige Einnahmequelle, da die Münzen geschmolzen und mit einem geringeren Gewicht bzw. Feingehalt an Silber wieder ausgegeben wurden. Dieser Verlust der Kaufkraft war gleichsam die „Inflation“ des Mittelalters und der Frühen Neuzeit und trat vor allem in Krisenzeiten auf, wenn der Herrscher viel Geld benötigte, etwa in der so genannten „Schinderlingszeit“ Mitte des 15. Jahrhunderts oder in der „Kipper- und Wipperzeit“ während des Dreißigjährigen Krieges. Der Umstand der Geldentwertung führte den englischen Wirtschaftshistoriker Grasham zu dem Schluss, dass „gutes Geld stets von schlechterem abgelöst werde“ (Grasham'sches Gesetz).

Mit dem Aufkommen der Geldwirtschaft begannen die Münzherren, auch größere Münzen mit einem vielfachen Wert des Pfennigs zu prägen. Im österreichischen Raum hatten dabei die Grafen von Tirol (Tirol lag seit jeher als Passland an den Durchzugsrouten der Fernhändler) eine Vorreiterrolle. Auf ihren 4-Pfennig-Stücken (zum Teil auch auf den 20-Pfennig-Stücken) war auf der Rückseite ein Kreuz angebracht; daher erhielten diese Münzen den Namen (Etsch-)Kreuzer. Ebenso umfasste der Groschen 12 oder 20 Pfennige. In Trient wurden im 13. Jahrhundert auch Schillinge geprägt, sodass die Gewichtseinheit endgültig zur Währungseinheit übergang.

Im 15. Jahrhundert, als die Grafen von Tirol begannen, systematisch und höchst effizient die großen Silbervorkommen bei Schwaz in Tirol abzubauen, ging man dazu über, Großsilbermünzen zu prägen, die einem Vielfachen der Pfennige entsprachen. Die wichtigste Prägestätte der Grafen von Tirol war Hall östlich von Innsbruck. Die dort geprägten Pfennige (Hall-Pfennige) lebten in der Bezeichnung Heller weiter. Diese Guldiner und Halbguldiner sollten vor allem eine Konkurrenz zu den aus Italien kommenden großen Nominalia aus Gold bilden, vor allem zum Gulden aus Florenz (lat. *florenus*, abgekürzt fl; im Wort Gulden steckt auch der Hinweis auf das Prägematerial) und zu Dukaten aus Venedig (von ital. *duca* = Doge). Aber auch in anderen Gebieten des Heiligen Römischen Reiches kamen im ausgehenden Spätmittelalter Großmünzen auf, vor allem der aus Joachimsthal in Nordböhmen stammende (Joachims-)Taler. Aus diesen spätmittelalterlichen Münzeinheiten lassen sich bis heute zahlreiche Währungsbezeichnungen ableiten.

Erst im 18. Jahrhundert kam es zu einer Normierung der zahlreichen Nominalia im deutschsprachigen Raum. In der österreichisch-bayerischen Münzkonvention von 1753 wurde festgesetzt, dass aus einer Kölner Mark (seit 1524 mit 233 g fixiert) zehn Taler geprägt würden, deren Wert wiederum mit 20 (Reichs-)Gulden zu je 60 Kreuzern gleichgesetzt wurden. Diese Regelung galt fortan für die meisten deutschen Staaten mit Ausnahme Preußens und Hanovers. 1857 wurde durch den Deutschen Münzverein eine weitere Vereinheitlichung vorgenommen. An die Stelle der Kölner Mark trat das metrische Pfund zu 500g als Gewichtseinheit, aus dem 30 Taler oder 45 österreichische Gulden zu je 100 Kreuzern geprägt wurden. 1873 ging das neu entstandene Deutsche Kaiserreich zur Mark (zu je 100 Pfennig) über 1892 das Kaiserreich Österreich zur Kronenwährung (zu je 100 Pfennig). Letztere überlebte das Ende der Habsburgermonarchie nur um wenige Jahre und wurde nach der Hyperinflation der frühen 20er-Jahre 1924 durch den Schilling ersetzt.

6.2. Metrologie

Die Kunde von den Maßeinheiten ist ohne die Zuhilfenahme von Handbüchern (z. B. Rottleuthner) nicht denkbar. In früheren Zeiten bestand auch zwischen gleich lautenden Maßeinheiten oft ein großer Unterschied. So wurde unter einem Metzen (ein Getreidehohlmaß) je

nach Stadt zwischen 50 und 80 Litern verstanden, unter einem Scheffel (ebenfalls für Getreide) zwischen 40 und 170 Litern. Ein Becher schwankte gar zwischen 0,13 und 3,8 Litern! Ein Joch oder ein Tagwerk, beides im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit häufig verwendete Ackermaße, beschrieben die Größe, die an einem Tag gepflügt werden konnte. Je nach Beschaffenheit des Bodens konnten darunter natürlich sehr unterschiedliche Größen verstanden werden. Ebenso gab eine Hufe die Ackergröße an, von der eine Familie leben konnte.

Nichtsdestotrotz gab es immer wieder Versuche, die Maße zu vereinheitlichen. Ähnlich wie bei den Münzen versuchte etwa Karl der Große, in seinem Reich einheitliche Maße einzuführen, allerdings mit weniger Erfolg als bei den Münzen, ebenso versuchte dies Eike von Repgow in seinem Sachsenspiegel, einer der wichtigsten Rechtssammlungen des Mittelalters. Gerade in den Städten als Handelszentren standen Normbehälter, etwa der schon erwähnte Metzen.

Erst im 18. Jh. kam es zu durchgreifenderen Reformen und Vereinheitlichungen im Maßsystem, vor allem unter Friedrich den Großen von Preußen und unter Maria Theresia. Schließlich setzte sich aber das von der Pariser Nationalversammlung 1793 beschlossene metrische (Dezimal-)System durch, das 1868/1871 auch in Preußen und Österreich übernommen wurde. 1875 wurde etwa in Paris in der so genannten Meterkonvention der Meter genau determiniert. Ähnliches gilt für die heute noch üblichen Längenmaße im englischsprachigen Bereich (Inch, Foot, Yard).

6.3. Heraldik

6.3.1. Allgemeines

Die Heraldik (Wappenkunde) beschäftigt sich mit der Beschreibung, Zuordnung aber auch Verwendung von Wappen: Darunter versteht man nach gängigen Definitionen „farbliche Abzeichen, die Personen oder Körperschaften repräsentieren und ihnen erblich oder bleibend verliehen sind“. Sie entstanden als persönliche Kennzeichen im nordwesteuropäischen Raum zwischen etwa 1120 und 1150 aus der Bemalung, Beschlagung oder Bespannung von Kampfschilden. Der seit dem Ende des 12. Jahrhunderts bezeugte mittelhochdeutsche Begriff *wâpen* für Schildzeichen ist entsprechend stammverwandt mit dem Begriff „Waffen“.

Im 12. Jahrhundert war das Führen von Wappen noch auf Mitglieder des dynastischen Adels beschränkt. Ein Jahrhundert später führten auch zahlreiche der Ministerialen, das sind ursprünglich halbfreie Dienstmänner eines Adligen bei Hof, ein eigenes Wappen. Gerade die Schicht der Ministerialen wird in der Folgezeit tragend für die ritterliche Kultur. Das Wappen „als Besitz- und Hoheitszeichen, als Repräsentation der eigenen Person und als Erinnerung an sie, ihre Stiftung oder einstige Gegenwart“ (Werner Paravicini) wird zur wichtigen Ausdrucksform ritterlich-höfischer Kultur.

Ebenso begannen ab dem 13. Jahrhundert auch Städte, Märkte und hochgestellte Bürger Wappen zu führen, ebenso diverse Korporationen wie Orden, Klöster, Hospitäler oder Bruderschaften, doch sei an dieser Stelle das Hauptaugenmerk auf den ritterlichen Bereich und seine Wappen gelegt.

Die Heraldik als Historische Hilfswissenschaft wird ebenso wie die Genealogie, die Familien- und Abstammungskunde, manchmal als halbwissenschaftlich belächelt. Und in der Tat stammt eine ganze Reihe von Standardwerken nicht von Forscherinnen und Forschern, die an Universitäten oder Akademien beheimatet sind, sondern von Laien. So war etwa Donald Galbreath, der langjährige Präsident der gesamteuropäischen heraldischen Gesellschaft und Verfasser eines Standardwerks zur Heraldik, eigentlich ein schottischer Zahnarzt. Zuletzt ist es freilich wieder ein wenig zu einer Aufwertung der Heraldik gekommen; hervorzuheben ist dabei das wirklich gelungene Studienbuch des tschechischen Historikers Václav Filip „Einführung in die Heraldik“.

6.3.2. Wappenbeschreibung

Seit der Frühen Neuzeit entstanden Abbildungswerke oft großen Ausmaßes, die die Anfänge der Wappenkunde bilden. Durch diese Wappenbücher, aber auch durch die so genannten Wappenbriefe, mit denen Wappen verliehen wurden, entstand eine sehr spezifische und mitunter seltsam klingende Sprache zur Beschreibung der Wappen, das so genannte Blasonieren. Einige Grundzüge davon seien im Folgenden kurz vorgestellt.

Zunächst wird nach so genannten Farben und Metallen unterschieden. Die Grundfarben sind Rot, Blau, Grün und Schwarz, manchmal kommt noch Purpur hinzu, die Metalle Gold und Silber. Es ist also in der Heraldik verpönt „Gelb“ und „Weiß“ zu sagen. Diese Farben und Metalle werden nach der Regel kombiniert, dass weitestgehend nur Farbe auf Metall oder Metall auf Farbe liegen darf. Um ein einfaches Beispiel zu nennen: Beim österreichischen Bindenschild handelt es sich um einen silbernen Balken auf rotem Grund. Die einzige „klassische“ Ausnahme bildet das Wappen der Päpste, wo Gold und Silber miteinander kombiniert sind. In Schwarz-Weiß-Tafelwerken werden die Farben und Metalle zudem mit einer normierten Schraffierung bzw. Punktierung wiedergegeben.

Weitaus komplizierter gestaltet sich die Beschreibung der Formen und Muster auf dem Wappen, der so genannten Schildteilungen. Man spricht hier von geteilt (waagrecht), von (breiten) Balken und (schmalen) Leisten, von gespalten (senkrecht), von (breiten) Pfählen und (schmalen) Stäben, von geviert, geschacht (kariert), Schildfuß, Ort, etc. Zudem gibt es zahlreiche Kreuzformen, Tier- und Fabelwesen, Stadttore, etc. Schließlich kommt auch das so genannte Pelzwerk häufig vor. In frühester Zeit waren nämlich die Schilde oft mit Leder, Pergament oder Pelzen beschlagen. Beim Pelzwerk handelt es sich nun um standardisierte Musterungen (in unterschiedlichen Farbkombinationen). Hervorzuheben sind vor allem das Hermelin und das Feh. Letzteres Muster entstand, indem man die hellen Bauchfelle mit den dunklen Rückenfellen des sibirischen Eichhörnchens, Feh genannt, kombinierte.

Zudem wird auch die Form des Wappens beschrieben. Im Normalfall wird zwischen dem spitzen, schmalen Normannenschild, gotischen Schilden, dem so genannten französischen Schild (eine Schöpfung allerdings erst des 17./18. Jahrhunderts), dem italienischen Rosshauptschild, der Tartsche, dem Rundschild und dem Damenschild unterschieden.

Auf dem Schild ist zudem häufig ein Helm und eine Helmzier angebracht. Anhand der verwendeten Helmtypen lassen sich auch die Entwicklung des Helmes bzw. die unterschiedlichen Formen für die einzelnen Turniergattungen nachvollziehen. Die erste gebräuchliche Helmform im Zusammenhang mit den Wappen ist der Topfhelm, der zur Zeit der Kreuzzüge den einfachen, konischen Helm mit Nasenschutz abgelöst hatte. Die zylindrische Form des Topfhelms wurde in der Folge modifiziert, um einen effektiveren Schutz gegen Schwerthiebe zu gewährleisten: Die Metallplatten wurden verstärkt, der obere Teil wurde abgerundet. Das deutlich höhere Gewicht dieser so genannten Kübelhelme führte dazu, sie auf der Schulter aufliegen zu lassen und mit Ketten am Brustpanzer zu befestigen. Die im 14. Jahrhundert gebräuchlichen Kübelhelme waren zwar gegen Schwerthiebe weitgehend sicher geworden, waren aber besonders unbequem, vor allem auch, weil durch die nur schmale Sichtöffnung kaum Luftzirkulation innerhalb des Helmes möglich war.

Im Gegensatz zum Topf- und zum Kübelhelm wurden die Helmformen, die sich ab dem 15. Jahrhundert durchsetzten, nicht mehr im Kriegsfall, sondern allein im Turnier verwendet. Für das so genannte Gestech, den Turnierkampf mit langen Lanzen, wurden Stechhelme verwendet. Er lief nach vorne hin spitz zu und hatte die linke Seitenplatte zusätzlich verstärkt, um so die Spitze der gegnerischen Lanze abzuleiten. Er saß auf den Schultern des Ritters auf und wurde auf Brust und Schultern zumeist mit einer Schraube befestigt. Der Stechhelm ist wohl die Helmform, die im Klischee am häufigsten mit Ritterturnieren und Ritterrüstungen in Verbindung gebracht wird und auch in den großen Rüstungssammlungen, etwa im Grazer Zeughaus, dominiert.

Seit der Mitte des 15. Jahrhunderts kam zusätzlich zum Stechhelm der so genannte Bügelhelm – auch Rost- oder Spangenhelm genannt – auf. Er wurde bei den Kolbenturnieren verwendet, bei denen die Ritter sich mit Hilfe eines Kolbens die Helmzier abzuschlagen trachteten. Typisch ist bei dieser Helmform die deutlich vergrößerte Sichtöffnung, wobei die Augen

durch kleine Metallbügel geschützt wurden. Besonders in der Frühen Neuzeit findet er sich häufig in der Heraldik zur Krönung von Wappen.

Der Helm ist bei Wappendarstellungen fast immer mit einer Helmdecke und einer so genannten Helmzier versehen. Die Helmdecken dienten in der Realität als Kopf- und Nackenschutz unter dem Helm. In der Heraldik sind sie zumeist mit Bilddevisen oder kleineren Figuren aus dem Schild geschmückt und können mit Schellen, Quasten oder Fransen verziert sein. Unter der Helmzier versteht man jedweden Schmuck auf dem Helm selbst. Er diente bei Turnieren in erster Linie dazu, die verschiedenen Mitglieder ein und desselben Geschlechts voneinander zu unterscheiden. Er bestand zunächst aus einfachen Bemalungen. Später wurden Aufbauten auf der flachen Decke des Topf- und Kübelhelms plastisch ausgearbeitet – etwa in der Form eines Kamms. Besonders beliebt waren Federn, Hörner, Flügel, Tiere oder Menschenrumpfe. Die ältesten Figuren waren echt, später jedoch aus Draht, Stoff, Holz, Gips, Leder oder Pappe plastisch herausmodelliert und auf dem Helm befestigt. Die Helmzierden spielten eine große Rolle bei der so genannten Helmschau am Tag vor dem Turnier. Dabei wurden die Turnierhelme samt Helmzier von einem Herold, oft in Begleitung adeliger Frauen, inspiziert; wurde dabei ein Turnierunfähiger entdeckt, wurde sein Helm entfernt und somit die Teilnahme am Turnier verwehrt. Im Wappenwesen kam die Helmzier ab dem 13. Jahrhundert auf.

Bei kaiserlichen und königlichen Wappen sowie Wappen von hohen weltlichen Würdenträgern wurden diese zumeist mit einer Krone geziert. Hohe geistliche Würdenträger, allen voran der Papst, die Kardinäle und Bischöfe, schmückten ihr Wappen mit der Papstkrone, der Tiara, bzw. mit einem Kardinals- oder Bischofshut. Letztere Hüte weisen zusätzlich links und rechts je eine Kordel mit so genannten Fiocchi (Knoten) auf, deren Zahl sich nach der Würde richtete.

Zudem können Menschen, Tiere oder Fabelwesen als Schildhalter fungieren. Ein Schildmantel umhüllt bisweilen den Wappenschild. Auf Spruchbändern können zudem Devisen angebracht sein.

Die Beschreibung des Wappens beginnt im Normalfall rechts und oben. Hier muss wiederum aufgepasst werden: Man geht hier von der Perspektive des Schild- bzw. Wappenträgers aus. Demnach ist „heraldisch rechts“ für uns links und umgekehrt. Wenn auf dem großen Schild bzw. das Hauptwappen noch ein kleineres in der Mitte affiziert ist, spricht man von einem so genannten Herz- oder Mittelschild, der im Normalfall vor dem Hauptschild blasoniert wird. Am Ende folgen Angaben zu den so genannten Prunkstücken, d. h. zu Helmzier, Schildhalter, Banner, Wappenmäntel, Bild- und Wortdevisen, etc.

6.3.3. Quellen zur Heraldik – Herolde und ihre Wappenbücher

Abbildungen oder Beschreibungen von Wappen finden sich zunächst in den so genannten Wappenbriefen. Dies sind feierliche „Urkunden, mit denen ein bestimmtes Wappen für eine Person bzw. eine Familie von obrigkeitlicher Seite bestätigt und durch die Gewährung von Rechtsschutz gegen Verletzungen bekräftigt wurde, allerdings ohne dass dabei lehensrechtliche Beziehungen vorausgesetzt oder begründet wurden“ (Jürgen Arndt). In der Urkunde selbst ist das Wappen genau beschrieben. Eine Abbildung ist entweder auf der Urkunde oder auf einem gesonderten Blatt Pergament bzw. Papier beigegeben. Das Recht zur Wappenverleihung oblag ursprünglich rein dem Kaiser bzw. König, der diese Gratialsachen (Gunsterweisungen) an den so genannten Hofpalzgrafen (*comes palatinus*) delegierte. Zudem sind Wappen auch häufig auf Siegel, Fresken, Möbel und Wandteppichen dargestellt, vor allem ab dem 14. und 15. Jahrhundert, weiters mitunter in literarischen Quellen beschrieben. Die wichtigste Quelle und authentischste Quelle aber bilden die Wappenrollen und Wappenbücher der Herolde.

Mit dem Aufkommen der Wappen im Zeitalter der Kreuzzüge war es auch wichtig geworden, dass kundige Personen diese Erkennungs- und Repräsentationszeichen auch richtig einordnen konnten, wenn man so will, sie „übersetzen“ konnten. Dies galt sowohl für den Kriegsfall als auch für das ritterliche Turnier. Diese Turniere, die als sportlich-höfische Festspiele veranstaltet wurden, glichen oft einer echten Schlacht. So kam es auf dem Turnierplatz, egal um

welchen der Waffengänge es sich handelte, oft zu einem für die Zuschauer unübersichtlichen Tumult von Kämpfenden. Um hier einen Überblick zu bewahren, war jemand erforderlich, der sich professionell um die Durchführung dieser Spiele kümmerte – diese Funktion übernahmen die Herolde. Die Erkennungszeichen mussten für diesen Zweck natürlich dauerhaft werden, da die am Kampf beteiligten Ritter nicht nur für ihre Verbündeten und Gegner, sondern vor allem auch für die Herolde von außen zu unterscheiden sein mussten. Die Schildzeichen wurden zu diesem Zweck auch auf den Waffenrock und auf die *covertiure*, die Rossdecke, gemalt. Zudem dienten fantasievolle Helmzierden zur Unterscheidung von Angehörigen desselben Geschlechts.

Wie sich das Heroldsamt genau entwickelt hat, muss aufgrund des Mangels an geeigneten Quellen unklar bleiben bzw. ist in der Forschung umstritten. Ihre Zugehörigkeit zu den so genannten Fahrenden Leuten bzw. ihre oft gleichzeitige Tätigkeit als frei herumziehende Sänger ließe sie eigentlich der niederen Dienerschaft zuordnen, doch hatten sie andererseits als Boten und Diplomaten sowie Schiedsrichter bei Turnieren und Schlachten ausgedehnte Rechte und vor allem Immunität inne. Insgesamt muss es sich bei den Herolden um durchaus geachtete Personen gehandelt haben, die zudem auch meistens lesen und schreiben konnten, wie die seit dem 13. Jahrhundert erhaltenen Wappenrollen und Wappenbücher nahe legen. Zudem hatten Herolde auch die Aufgabe, nach den Turnieren bzw. nach den Schlachten die gefallenen Ritter zu identifizieren und deren Namen schriftlich an die Parteien weiterzugeben. Somit ist der Schluss zulässig, dass die Herolde zumindest seit dem 14. Jahrhundert, vielleicht auch schon früher, adeliger oder zumindest gutbürgerlicher Abstammung waren und eine gute Schulbildung genossen hatten. Auf diese Weise verfügten sie über die nötigen Kenntnisse, was die ritterlichen Kampftechniken und das adelige Hofleben betraf; schließlich waren sie es, die die höfischen Feste und Turniere organisierten, als Schiedsrichter fungierten und vertrauensvoll mit diplomatischen Missionen betraut wurden. Für letztere Tätigkeit sind zudem auch Fremdsprachenkenntnisse vorauszusetzen.

Aufgrund ihrer Immunität durften die Herolde keine Waffen tragen und mussten deutlich als Herolde erkenntlich sein. Sie trugen zu diesem Zweck einen Wappenmantel, der mit dem Wappen ihres Herrn geschmückt war, sowie einen weißen Stock, der später zum Szepter wurde. Sie durften im Krieg nicht gefangen genommen werden und hatten das Recht, das feindliche Lager zu betreten, um Botschaften zu übermitteln, um den Kampf anzubieten, um Waffenstillstand oder Friedensverhandlungen vorzuschlagen, um Zweikämpfe im Namen des Herausforderers zu fordern und um Gefangene zu besuchen.

Ihre Wappenkenntnisse erwarben sich die Herolde bei den höfischen Turnieren, die sie organisierten, aber auch auf ihren Reisen, auswärtigen Hoffesten und in Kriegen. Die Herolde legten für ihren eigenen Gebrauch Wappenrollen und Wappenbücher an. Es fällt auf, dass in den ältesten Wappenrollen aus dem späten 13. und aus der 1. Hälfte des 14. Jahrhunderts meist nur die Schilde ohne Helmzier dargestellt sind. Dies reichte offensichtlich als Gedächtnisstütze aus. Die Wappenrollen wurden in diesem Zuge stets aktualisiert. Die Reihung erfolgte dabei nach dem Rang. Andererseits gab es auch Wappenrollen mit einer Symbolsystematik, d. h. die Ordnung erfolgte nach der Art der Schildfigur. So konnten sich die Herolde beim Auftreten eines ihnen unbekanntes Wappens schnell orientieren und ihre Aufzeichnungen gleichsam als Lexikon verwenden. Zudem hatten einige Orden, etwa der englische Hosenbandorden oder der flandrische Orden vom Goldenen Vlies, einen eigenen Herold und eine eigene Ordenswappenrolle. Leider sind nur wenige dieser Wappenrollen erhalten. Eine Ausnahme bildet dabei der britische Bereich.

Besonders prunkvoll sind die Wappenbücher, in denen nicht nur die Wappen selbst, sondern auch Turnierszenen dargestellt sind. Diese sind vor allem seit dem 15. Jahrhundert gebräuchlich, wiederum zunächst im westeuropäischen Bereich. Die Beispiele aus dem deutschsprachigen Raum sind später zu datieren. Ein Wappenbuch aus dem schwäbischen Bereich etwa präsentiert (heute im Bestand der Codices Rossiani in der Biblioteca Vaticana in Rom aufbewahrt) 36 Turniere des Mittelalters, wobei heute einige Lücken zu beklagen sind, die aber durch parallele Überlieferungen geschlossen werden können. Die Auswahl dieser 36 Turniere, die von natürlich nicht realen aus dem 10. Jahrhundert bis zum Jahr 1487 angesiedelt sind, geht auf den kaiserlichen Herold Georg Rixner zurück. Dieser hatte

im Jahr 1530 ein gedrucktes Turnierbuch herausgebracht, das im ganzen 16. Jahrhundert Wirkung zeigte.

6.4. Genealogie

Die Genealogie beschäftigt sich mit den Abstammungs- und Verwandtschaftsverhältnissen und war vor allem in früheren Jahrhunderten vornehmlich auf die Adelshäuser gerichtet. Hofgenealogen bestimmten hier etwa die Reihung bei der Thronfolge. Zudem war die Beschäftigung mit Verwandtschafts- und Heiratsbeziehungen oft auch ein Anknüpfungspunkt für die Geltendmachung von Herrschaftsansprüchen. Die heute oft von Laien betriebene Familienforschung stellt dazu gleichsam eine „entpolitisierte“ Variante dar. In Verruf gelangte die Genealogie durch die Forderung der Nationalsozialisten, mittels „Ariernachweises“ zu beweisen, dass man bis in die vierte Generation keine jüdischen Vorfahren habe. Heute sind wieder leise Versuche zu erkennen, sich dieser Hilfswissenschaft abseits von adeliger Hofhistoriografie und frei von rassistischen Untertönen mit modernen Fragestellungen zu nähern.

Das Ergebnis der genealogischen Forschungen manifestiert sich in den Verwandtschaftstafeln. Diese können entweder aufsteigend von einer Person gestaltet sein (Aszendenz, d. h. Vorfahrentafel) oder absteigend von einem Urahn (Deszendenz, d. h. Nachfahrentafel). **[Belegkriptum, S. 126]**

Ausgewählte Verwandtschaftsbezeichnungen

abavus/abavia	Urgroßvater/Urgroßmutter
abnepos	Urenkel; Großneffe
avunculus	Onkel (Bruder der Mutter)
amita	Tante (Schwester des Vaters)
consanguineus	Verwandter (eher Vaterseite)
gener	Schwiegersohn
frater germanus	Halbbruder (gemeinsamer Vater)
frater uterinus	Halbbruder (gemeinsame Mutter)
fratuelis	Neffe (Sohn des Bruders)
iuvenis, solutus	unverheirateter Jüngling
ligatus, maritus	Ehemann
matertera	Tante (Schwester der Mutter)
novercus/noverca	Stiefvater/Stiefmutter
patrinus/matrina	Pate/Patin
patruelis	Neffe (Sohn des Bruders)
patruus	Onkel (Bruder des Vaters)
privignus/privigna	Stiefsohn/Stieftochter
propinquus, affinis	Verwandter (nicht näher bestimmt)
pupil(l)us	Mündel
socer/socrus	Schwiegervater/Schwiegermutter
viduus/vidua	Witwer/Witwe
Ahn/Ähnl	Großvater/Großmutter
Eidam	Schwiegersohn
Friedel	Ehefrau in einer Minderehe, dennoch rechtsgültig
Kegel	uneheliches Kind
Mauser	unedler Elternteil
Muhme	Tante (Schwester des Vaters)
Schwäher	Schwiegervater
Schwieger	Schwiegermutter
Sünerin, Schnur	Schwiegertochter
Vetter	Onkel (Bruder des Vaters); Cousin (Sohn desselben)
Wirt/Wirtin	Ehemann/Ehefrau